

Sind wir lieber reicher? Oder sind wir lieber gleicher?

Unser phänomenaler Wohlstand beruht auf freiem Handeln auf eigenes Risiko. Der Preis dafür? Nicht alle sind gleich reich



René Scheu

Der Befund ist ebenso erstaunlich wie zutreffend: Je reicher eine Gesellschaft, je breiter ihr Wohlstand, desto stärker ihr Drang, sich mit materieller Ungleichheit zu befassen. Regierungen und Bundesämter publizieren ständig Studien und Statistiken zum Thema. Sie alle gehen von fiktiven Grössen wie «Volkswirtschaft» und «Volkseinkommen» aus, als gäbe es einen grossen Topf, auf den alle Anspruch haben. In ihn fliesst alles, und aus ihm fliesst alles.

Die Pflege solchen Topfdenkens begünstigt eine Vorstellung, die der Ökonom Joseph Schumpeter einst als einen weitverbreiteten Irrtum bezeichnet hat: Die einen haben mehr, weil die anderen weniger haben. Der Reichtum ist gemäss dieser Logik einfach da, sozusagen in Form einer Schatztruhe, die relative Armut hingegen ist gesellschaftlich gemacht. Und was gesellschaftlich gemacht ist, kann auch gesamtgesellschaftlich behoben werden, so die Logik - durch forcierte staatliche Umverteilung. Diese Sicht der

Dinge erhält prominenten Sukkors durch den französischen Ökonomen Thomas Piketty. Er hat in seinem unlängst von der «Financial Times» als Businessbuch des Jahres ausgezeichneten Werk «Das Kapital im 21. Jahrhundert» die Formel $r > g$ postuliert, was so viel heisst wie: Die Kapitalrendite ist grösser als das Wirtschaftswachstum. Die Reichen werden immer reicher, die Armen - nein, werden nicht immer ärmer, aber weniger schnell reich als die Reichen. Dabei stellt sich Piketty das Kapital ebenfalls wie eine Schatztruhe vor, es liegt einfach da und vermehrt sich wie von Zauberhand - die Vermögenden sind in Pikettys Vorstellung gleichsam Rentner, die im Gegensatz zur arbeitenden Bevölkerung ein leistungsloses Grundeinkommen beziehen.

Piketty denkt statisch. Anders als er meint, wird Vermögen ständig neu erschaffen und zerstört, von unternehmerisch handelnden Individuen, die auf eigene Rechnung tätig sind. Sie müssen tagtäglich den Wert ihres Unternehmens verteidigen. Sie sind zumeist nicht liquide, sondern investiert und verschuldet. Sie können stets alles verlieren. Und sie schaffen im besten Falle Wohlstand, Arbeitsplätze und gesellschaftlichen Mehrwert - für sich und auch für andere. Ein Rentnerdasein, möchte ich meinen, sieht anders aus.

Die amerikanische Ökonomin Deirdre McCloskey hat kürzlich im «Erasmus Journal of Philosophy und Economics» eine hervor-



ILLUSTRATION: GABRIELLOPP

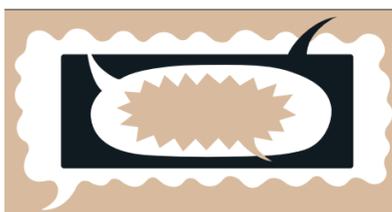


Selbst die Bezüger relativ tiefer Einkommen haben heute 30-mal mehr Kaufkraft als ihre Vorfahren vor 200 Jahren.

ragende Replik auf Piketty publiziert. Ihre Erkenntnis: Nicht forcierte Umverteilung macht uns reicher - denn nehmen kann man nur einmal -, sondern das innovative Handeln auf eigenes Risiko. Die letzten 200 Jahre der Menschheitsgeschichte - sie nennt die Periode *the great enrichment* - haben den westlichen Gesellschaften einen beispiellosen Wohlstand beschert. McCloskey nimmt die Modeökonom an der Hand und rechnet für sie nach: Selbst die Bezüger relativ tiefer Einkommen haben heute 30-mal mehr Kaufkraft als ihre Vorfahren vor 200 Jahren. Vom sozialen Wert einer Erfindung gehen 2 Prozent an den Erfinder und 98 Prozent an alle anderen.

McCloskey zeigt, dass wir diese Entwicklung einem ehrenhaften *bourgeois deal* zu verdanken haben: Du lässt mich gewähren, wobei ich auf eigenes Risiko handle und mich freiwillig dem Wettbewerbsdruck aussetze - und wenn ich am Markt Erfolg habe, profitierst auch du. Dieses Credo läuft dem Rentenverteilungsgedanken von Piketty diametral entgegen. McCloskey definiert damit nicht weniger als die Gretchenfrage für die kommenden 200 Jahre: Wollen wir in Mitteleuropa mehr, aber auch unterschiedlich grossen Reichtum für alle - oder mehr Gleichheit bei schwindendem Wohlstand der meisten?

René Scheu ist Philosoph und Herausgeber des liberalen Magazins «Schweizer Monat».



Showdown

Stefan Bühler

Im unteren Gürbetal haben wir es ja eigentlich nicht so mit dem Auswärtigen. Schon Bern ist fern, und das Ausland ist uns fremd. Dass wir uns mit dem Weltall beschäftigen, ist darum eher selten. Doch neulich, es war Polizeistunde, und in der Gaststube stellte die Serviertochter die Stühle auf die Tische, standen wir in der kalten Winternacht vor dem «Bären» und starrten in den sternenklaren Himmel. «Schon verrückt, dass die eine Raumsonde auf einen Kometen schiessen können, den unser Wildhüter, Schütz Röbi, nicht einmal mit seinem Feldstecher sieht», sagte Locher Ruedi, der vom Roten manchmal ein wenig nachdenklich wird. «Man muss sich vorstellen, was das heisst», fuhr Locher fort: «Das ist, wie wenn unser Möckli Fritz beim Hornussen den Nouss mit so einer Wucht abschlägt, dass dieser bis nach Paris fliegt. Dort wird er vom Eiffelturm leicht abgelenkt Richtung New York, wo er am Empire State Building anschlägt, so dass er direkt nach Australien weiterfliegt. Hier schmiert er über die Oberkante des Ayers Rock und zischt ab nach Dubai. Den Antennenspitzen des Hotels Burj Al Arab trifft der Nouss genau in jenem Winkel, der ihn weiter nach Bern fliegen lässt, wo der Münstersturm die letzte Richtungskorrektur herbeiführt, so dass der Nouss oberhalb Kaufdorf, fast im oberen Gürbetal, auf dem Feld von Iseli Hansjürg landet. Und zwar auf dem vierten Kabiskopf von links in der fünften Reihe von der Gürbe her. Haargenau wie von Möckli geplant! Dass der Nouss ganz zuletzt unter ein Kabisblatt abrutscht, ist zwar ein Malheur, aber keine Katastrophe. Denn er kann trotz allem noch in den «Bären» funken, auf dem Kabiskopf gebe es kein Wasser, man müsste dann dringend wieder einmal giessen.»

Andächtige Stille. Wir waren zutiefst beeindruckt. Dass ein unterer Gürbetaler so viele Sehenswürdigkeiten aus aller Welt kennt, hätten wir nicht erwartet.

TV-Kritik Von Andreas Hirstein

Aber dem freundlichen Herrn Backes haben sie es erzählt

Nachtcafé
SWR, 12. Dezember, 22 Uhr

«Guten Abend im Nachtcafé». Mit diesen Sätzen beginnt Wieland Backes freitagabends seine Talkshow im Südwestrundfunk (SWR). Diese Woche tat er es zum 706. und letzten Mal. Die Sendung, die er seit 1987 im Schloss Favorite in Ludwigsburg bei Stuttgart moderiert hat, wird im kommenden Jahr von Michael Steinbrecher übernommen, dem früheren Moderator des ZDF-Sportstudios.

Unter den heute zahllosen Talkrunden war Backes' «Nachtcafé» bis zum Schluss eine Ausnahme - keine Werbeplattform für neue Filme, Platten und Bücher der Gäste und keine Politikerbühne zum Austausch von Textbausteinen. Das «Nachtcafé» war auch nie eine reine Promi-Show. Immer sass auch unbekannte Menschen in der Runde, und immer wurden sie von Backes mit dem gleichen Respekt behandelt - der Hartz-IV-Empfänger genauso wie der erfolgreiche Filmschauspieler oder der millionenschwere Industrielle.

Zu den Gästen seiner letzten Sendung gehörten der Entertainer Harald Schmidt, der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann und die Sängerin Ute Lemper. Es war nicht die beste Ausgabe des «Nachtcafés» - viel-



Das «Nachtcafé» ist die Ausnahme unter den Talkrunden, Wieland Backes hat es von 1987 bis am letzten Freitag moderiert.

leicht, weil zu viele Prominente in der Runde sass oder weil das Thema «Happy End» zwar zur Sendung, aber nicht zu den Gästen passte. Winfried Kretschmann jedenfalls hofft auf seine Wiederwahl. Zu den Teilnehmern zählte auch der Regisseur Dieter Wedel, der das «Nachtcafé» im Jahr 1999 einmal wutentbrannt verlassen hatte. Das Thema der damaligen Sendung lautete zwar «Seitensprünge», aber Backes wollte seine Gäste - wie stets bei heiklen Themen - keineswegs blossstellen. Sie fühlten sich wohl, und sie durften ausreden. Deswegen erfuhr man im «Nachtcafé» mehr von den Menschen. Man lernte sie ein kleines bisschen kennen - auch die prominenten Teilnehmer, denen es sonst mühelos gelingt, den Moderator auf Distanz zu halten. Aber dem freundlichen Herrn Backes haben sie es oft erzählt, ohne sich zum Opfer von Voyeurismus zu machen. Sein Nachfolger tritt ein schweres Erbe an.

Grenzerfahrung

Verkehrsmässig abgehängt



Marina Masoni

Unsere Welt ist immer stärker vernetzt. Doch sehen wir uns regelmässig mit der Schwäche und Anfälligkeit der Verbindungen konfrontiert - nicht der virtuellen, sondern der realen Verkehrswege. Das Tessin kennt diese Probleme zur Genüge. Der Kanton italienischer Sprache und Kultur liegt zwar auf der wohl wichtigsten Verbindungsachse zwischen Nord- und Südeuropa. Dennoch bekommt das Tessin zu spüren, wie prekär die Verbindungen sind. Der Verkehr nimmt auf allen Transportwegen zu, die Bevölkerung wächst. Kurz vor der Eröffnung des Gotthardstrassentunnels im Jahr 1980 lebten noch 265 000 Menschen im Tessin, im Jahr 2000 waren es bereits 306 000, und heute sind es 350 000. Die Infrastruktur scheint aber für eine effiziente Mobilität nicht gerüstet zu sein.

Welches sind die Schwachstellen? 1. Der Gotthardstrassentunnel. Das Thema ist bekannt. Ohne eine zweite Röhre läuft das Tessin Gefahr, während der anstehenden Tunnelanierung drei Jahre lang von der Schweiz abgeschnitten zu werden. Ausserdem wird die Nachfrage nach Mobilität langfristig nicht aufgefangen. 2. AlpTransit. Eine

Errungenschaft und ein Bauwerk von grösster Wichtigkeit, mit den Basistunnels am Gotthard und am Ceneri. Doch von Lugano in Richtung Süden wird es wohl noch lange nur die alte Eisenbahnlinie geben, auf der die Züge im Schnitt mit 80 Kilometern pro Stunde fahren. Für die Zukunft eine grosse Belastung. 3. Der Flughafen Lugano-Agno: Die Lage ist prekär, die Zukunft unsicher, die Stadt Lugano als Inhaberin steckt in Finanznot, der Kanton hat noch nicht entschieden, was er tun will, und manche würden sogar am liebsten alle Linienflüge streichen. 4. Die S-Bahn Lugano-Mendrisio-Stabio-Varese-Malpensa: Ein wichtiges Infrastrukturwerk für einen raschen Zugang zum internationalen Flughafen Mailand. Die Linie bis nach Stabio ist gebaut. Und ab da? Niemand weiss, wann Italien die Strecke fertigstellen wird. 5. Die Autobahn: Die Zukunft der Nordverbindung ist unklar, im Süden stehen wir kurz vor dem Kollaps. Die vierspurige Autobahn zwischen Lugano und Chiasso reicht nicht mehr aus, um den Verkehr aufzufangen. Es sollten möglichst schnell zwei weitere Spuren geplant und realisiert werden. Italien hat sechs Spuren von Como bis zur Umfahrung von Mailand gebaut. Und wir?

Das sind die Schwachstellen des Tessins. Die prekären Verbindungswege sind eine Bedrohung für unsere Wirtschaft. Auto, Lastwagen, Zug, Flugzeug sind heute für sich allein schwache Vektoren. Es ist höchste Zeit für eine integrierte, umfassende Verkehrsstrategie auf der Nord-Süd-Achse.

Marina Masoni ist Anwältin und ehemalige Staatsrätin des Kantons Tessin.